



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die arischen Religionen und das Christentum

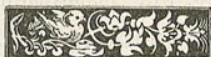
**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Vielleicht findet ein kasuistischer Philosoph, daß das für die Bewährung echter Männlichkeit unentbehrlich sei.

Ein Freund des studentischen Duells bin ich natürlich nicht. Aber daß ich das studentische Duell nicht für das gefährlichste ansehe, ergibt sich schon aus meinen Ausführungen über den Rückgang des studentischen Duells. Das gefährlichste Duell ist heute das Zwangsduell, dem die aktiven Offiziere und auch — darin liegt die Hauptgefahr — die Offiziere des Beurlaubtenstandes unterworfen sind.

Münster i. W.

G. v. Below



## Die arischen Religionen und das Christentum



Um zu verstehen, wie die Religionen geworden sind, muß man das unverfälschte Kinderbewußtsein kennen. Dessen Ergründung ist freilich nicht ganz leicht. Das Bewußtsein der ersten zwei bis drei Jahre ist so sehr nur ein Augenblicksbewußtsein, daß der Erwachsene von den innern Zuständen seiner frühesten Kindheit keine Erinnerung hat. Von der Zeit an aber, wo das Gedächtnis wirksam wird und in die auf einander folgenden Bewußtseinszustände Zusammenhang bringt, greift die Belehrung so kräftig ein, daß ein gewecktes vierjähriges Kind bei uns schon viel mehr weiß und die Naturvorgänge teilweise richtiger beurteilt als der Erwachsene bei einem vom Verkehr abgesperrten Naturvolke. Doch so viel wissen wir heute, daß das Kind, ehe es das perspektivische Sehen erlernt hat, nichts sieht als eine farbige Fläche, auf der die bewegten Gegenstände hin und her huschen oder sich (beim Herannahen) wunderbar vergrößern, daß es den Unterschied zwischen belebten und unbelebten Gegenständen anfangs nicht kennt, daher, wenn es den Begriff „belebt“ hätte, alle Gegenstände für belebt halten würde, die es in Bewegung sieht, daß es die Gegenstände liebt, die ihm angenehme Empfindungen verursachen, und daß es, nachdem es auch unangenehme Empfindungen kennen gelernt hat, die von außen verursacht werden, die Urheber dieser Empfindungen fürchtet und haßt. Es ist also eigentlich keine poetische Phantasiethätigkeit, wenn der Knabe einen Stecken als Pferd gebraucht, wenn das Mädchen die Puppe als ein lebendes Wesen behandelt und im Notfall mit einem Holzseil als Puppe vorlieb nimmt; vielmehr ist die Annahme, daß alle Dinge in gleicher Weise lebendig oder beseelt seien wie die Menschen und Tiere, das natürliche und ursprüngliche, und mit diesem Animismus stellt sich von selber auch der Fetischismus ein. Auch unsere Kinder würden fliegende Steine, fallende Balken und zuckende Blitze schön

bitten, ihnen nichts zu thun, wenn man sie nicht vom ersten Augenblick an, wo sie laufen lernen, in der Kunst unterwiese, die von leblosen Dingen und von Tieren drohenden Gefahren ohne Gebet zu meiden und sich die nützlichen Dinge ohne deren Zustimmung nutzbar zu machen. Was unsre Kinder in ein paar Jahren lernen, dazu haben die Völker Jahrtausende gebraucht. Man kann sich leicht vorstellen, wie die scheinbare Erhörung einer solchen Bitte die zufällige Form, in der sie ausgesprochen worden war, zur Zauberformel werden ließ, und wie sich zu den Sprüchen nach und nach auch wirkungskräftige Gebarden und Handlungen fügten. Wenn wir alle die Dinge, die von kindlichen Menschen als gefürchtete oder als segenspendende Wesen angeredet werden, Götter und dieses Gemisch von unrichtigen Vorstellungen und Zauberei Religion nennen, so tragen wir unsre Anschauungen unberechtigterweise in die Anschauungen des Kindheitsalters hinein. Von Religion und von Göttern darf man eigentlich erst sprechen, wenn die vielen außer- und übermenschlichen Mächte auf eine einzige alles beherrschende Weltmacht bezogen und mit ethischem Gehalt erfüllt werden, wenn der Aberglaube durch hinzutretende Metaphysik und Ethik veredelt wird.

Auf der Kindheitsstufe, wo diese Veredlung anfängt, steht die Religion der Weden,\*) die Hermann Oldenberg, dessen Werk über Buddha in letzter Zeit vielfach erwähnt worden ist, in einem vor kurzem erschienenen Buche sehr anschaulich und vollständig dargestellt hat. In den Gebeten, Liedern, Zaubersprüchen, Erzählungen der ältesten heiligen Schriften der Inder erscheinen noch alle Dinge, auch die zum Opfer erforderlichen Werkzeuge, beseelt; die Götter sind zu einem Teile noch nichts andres als beseelt gedachte Bestandteile der Natur, so die Wassergöttinnen, die „heilsam zu trinken“ sind, teils sind sie schon Personen, denen die körperlichen Naturwesen nur noch sozusagen als Gewand dienen, und bei einzelnen ganz vergeistigten Göttern ist ihr Ursprung aus einer Naturerscheinung schon vergessen. Und da den Indern der Drang zur Klarheit, die Selbstbeschränkung und die Hilfe der bildenden Kunst gefehlt haben, denen die Griechen ihre deutlich unterscheidbaren Göttergestalten verdanken, so fließt in den Weden alles traumartig in einander; alles wandelt sich in alles; Indra und Agni thun dasselbe; die Rûhe sind bald wirkliche Rûhe, bald Wolken, bald Göttinnen, und eine mehr kindische als kindliche Phantasie bringt es fertig, das Weltall auf einem einbeinigen Ziegenbock ruhen zu lassen.

Die vedische Religion ist so sehr noch einfacher Naturdienst, daß es falsch ausgedrückt wäre, wenn wir den Agni die interessanteste Gestalt in dem indischen Pantheon nennen wollten, denn er hat eben keine Gestalt und wohnt weder im Olymp noch in einem Tempel, sondern überall. Eben darauf beruht

\*) Die Religion des Weda. Von Hermann Oldenberg. Berlin, Wilhelm Herk.

das Interesse, das er erregt. Zweigeburtig wird er genannt, da er sowohl — als Blitz und Sonnenglut — vom Himmel stammt, wie auch durch Reibhölzer und Feuersteine auf der Erde von Menschen erzeugt wird. Er ist eben nichts andres als das Feuer selbst. Zur Sonne und zum Blitz, die mehr andern Göttern zugehören, bringt man ihn selten in Beziehung, öfter wird seines irdischen Ursprungs und seiner irdischen Wohnung gedacht. Zahlreich sind Anrufungen wie folgende: „Der Wasser Sproß, der Wälder Sproß, des Stehenden Sproß, des Beweglichen Sproß; selbst ein Stein ist deine Wohnung.“ Der Wasseragni ist, wie Oldenberg nachweist, nicht etwa der aus den Wasserwolken zuckende Blitz, sondern eins mit dem Pflanzenagni, dem aus dem Reibholz gewonnenen Feuer; da die Bäume ohne Wasser nicht wachsen können, wird der Ursprung des Feuers bis ins Wasser zurückverfolgt. „Die Götter fanden Agni, den Herrlichen, in den Wassern, im Schoße der Schwestern. Die sieben Jungfrauen (die Ströme des Pendschab) hatten den Gesegneten großgezogen, der weiß zur Welt kommt, den roten, in seiner Größe. Sie liefen zu ihm wie Stuten zum neugebornen Füllen. Die Götter bestaunten Agni bei seiner Geburt. Er ist zu ihnen gegangen (in der Opferflamme emporgestiegen), die nicht essen und doch nicht Schaden nehmen, zu des Himmels jungen Töchtern, die sich nicht kleiden und doch nicht nackt sind. Da empfingen die alten, die jungen, die einem Schoß entstammenden, die sieben Töne (des beim Opfer gesungenen heiligen Liedes) eine Leibesfrucht. Ausgebreitet wurden seine allgestaltigen geballten Massen im Mutter Schoß der Butter, im Strom der Honigtränke (das heißt an der Opferstätte, wo Butter und süßer Opfertrank fließt). Dorthin traten die strotzenden Milchkühe. Des Wunderkräftigen Eltern sind die beiden einander zugekehrten großen Welten. Der du getragen wardst im Mutter Schoß, Sohn der Kraft, du hast aufgeleuchtet, helle gewaltige Wundergestalten annehmend. Es triefen die Ströme von Honigtrank, von Butter, wo der Stier herangewachsen ist an Weisheit.“ Die unvollkommene Naturerkenntnis der Priester fügt Agni in den Kreislauf des Wassers ein: „Das selbe Wasser geht hinauf und herab im Lauf der Tage; die Erde schwellen die Regengüsse, den Himmel schwellen die Flammen Agnis.“ Weil Agni die Opfergaben zum Himmel emporträgt, ist er ein priesterlicher Gott, ja selbst der erste und höchste Priester. Dazu haben ihn die Götter eingesetzt, nachdem sie den in Wassern und Pflanzen versteckten gefunden; ein Zwiegespräch zwischen Agni und Varuna, dem Wortführer der Götter, erzählt diese Einsetzung. Varuna spricht u. a.: „Komm her. Der Mensch ist fromm; er begehrt zu opfern. Genug hast, Agni, in der Finsternis du geweiht. Mach die Götterpfade gangbar. Günstigen Sinnes bring uns die Opferspeisen.“ Im Hause spielt Agni dieselbe Rolle, wie bei den westlichen Ariern die weibliche Gottheit Vesta. Als Schützer des Hauses und der Familie wird er bei allen Gelegenheiten angerufen. „Sei der Versammler von Gütern. Thu uns kein Leid, nicht dem

Alten noch dem Knaben. Bringe Heil dem Menschen und dem Vieh.“ Bei der Hochzeit opferte man dem Agni und betete für die Braut: „Möge Agni sie schützen! Möge er ihre Nachkommen zu hohem Alter führen; gesegneten Schoßes sei sie, lebender Kinder Mutter, Freude ihrer Söhne möge sie schauen.“ Nach der Geburt eines Kindes lautet die Bitte: „Wie ein Vater den Sohn, so bewache dies Kind.“ Der von der Reise heimkommende Hausherr begrüßte sein Herdfeuer mit den Worten: „Dieser Agni ist uns gesegnet, dieser ist uns hochgesegnet. In seiner Verehrung mögen wir nie zu Schanden werden. Er lasse uns obenanstehen.“ Der nie verreisende, große Hausherr wird er genannt; zu ihm „kehren heim die Milchkühe, kehren heim die schnellen Renner, heim die eignen kräftigen Rosse, bei ihm kommen zusammen die freigebigen Hochgeborenen.“

Schon aus diesen wenigen Proben, deutlicher noch aus den vielen andern, die man bei Oldenberg findet, ist dreierlei zu erkennen. Erstens wie mit der Religion zugleich die Naturwissenschaft entsteht. Das Nachdenken verfolgt die Feuererscheinungen vom Entstehen bis zum Vergehen und sucht ihr Wesen zu ergründen; wie falsch auch die ersten Deutungen und Schlüsse ausfallen mögen, der Weg, der endlich zu den richtigen führen muß, ist betreten. Zweitens aber sehen wir, wie die Priester darauf bedacht waren, die gewonnene Erkenntnis in einer den Laien schwer verständlichen oder unverständlichen Form auszusprechen. Von ihrer Geheimnisträmerie weiß Oldenberg viel zu melden. So versperrten sie den Weg zur Erkenntnis wieder, nachdem sie ihn kaum eröffnet hatten, und derlei Standesinteressen haben den Fortschritt der Naturwissenschaften so lange verzögert, bis der Strom des Wissens zu breit geworden war, als daß er noch ferner hätte als Privilegium einer Kaste eingesperrt werden können. Drittens bemerken wir, wie sich die Naturgottheit vermenschlicht und damit ethisirt: wird doch Agni als gütiger und weisheitsvoller Herr verehrt. Aber ganz menschengestaltig konnte Agni nicht werden; wie hätte man daran denken können, ihn als Menschen abzubilden, da man ihn ja leibhaftig sah! Für sich allein führt also die Naturvergötterung nicht zum Bilderdienst. Wie die Griechen dazu gekommen sind, diesen besonders auszubilden, ist bekannt. Unwillkürlich erinnert man sich aber an die Darstellung der Entstehung des Götzendienstes im dreizehnten Kapitel des Buches der Weisheit, wo der Verfasser die Anbetung der herrlichen Geschöpfe Gottes statt des Schöpfers einigermaßen entschuldbar, den Bilderdienst aber schlechtthin unentschuldbar findet. In der That ist er bei zivilisirten Völkern nicht mehr so natürlich, wie es der Animismus und Fetischismus der Naturkinder ist.

Um nun noch ein Wort über die vedische Religion im allgemeinen zu sagen, wie sie, nicht wesentlich verschieden von ältern Darstellungen, bei Oldenberg erscheint, so gehörte sie, als Religion eines Zweiges der arischen Rasse, zu den freundlichen Religionen. Es kommt darin nur ein böser Gott vor,

Rudra, und das schlimme Gezücht kleiner, böser Dämonen macht sich nicht breit. Daß in vorvedischer Zeit auch Menschenopfer vorgekommen seien, davon hat der Verfasser nur eine einzige Spur gefunden; es handelt sich dabei übrigens nicht um ein eigentliches Opfer, sondern um den abergläubischen Brauch, durch Einmauerung der Häupter von fünf „Opfertieren“ (Mensch, Roß, Rind, Schafbock, Ziegenbock) dem Hausbau Festigkeit zu verleihen. Nationaler Liebling ist Indra, der Gewittergott, ein ganz germanisch anmutender, etwas ungeschlachter und humorvoller Haudegen, der sich gern einen Rausch trinkt, und der Liebes- und abenteuer nicht verschmäht, eine gemütliche Haut, mit der auf gutem Fuß zu stehen für einen rechtschaffnen Kerl gar nicht schwer ist. Die Vertreter der höhern und reinern Sittlichkeit, Varuna\*) mit den Adityas und Mitra, sind nach Oldenberg semitischen und zwar chaldäischen Ursprungs. Varuna und Mitra waren ursprünglich Mond und Sonne, die Adityas Planeten. Aber in der vedischen Zeit sind sie schon so weit vergeistigt, daß die Sonne nur noch als Auge Mitras und Varunas erscheint; einmal sind Sonne und Mond die beiden Augen Varunas; im allgemeinen aber erscheint Varuna als der Herr der Gestirne; sie gehorchen seinen Befehlen. Diese ihre ursprüngliche Bedeutung weist auf Chaldäa hin, die Wiege des Sterndienstes und der Astronomie, und auch ihr ethischer Charakter läßt, wie wenigstens Oldenberg meint, auf semitischen Ursprung schließen, da die Semiten früher als die Arier zur Ethisierung der Naturgötter fortgeschritten seien. Diese entlehnten Götter halten die körperliche und die sittliche Weltordnung aufrecht, die in den vedischen Liedern Rita genannt wird. Das ethische Bewußtsein, das, meint Oldenberg, aus dem Gesellschaftsleben entspringt — zunächst in der Form des Bewußtseins von Recht und Unrecht — hat ursprünglich mit der Religion nichts zu thun. „Das Bild der Götter trägt ethische Züge nur oberflächlich an sich.“ Soweit sie menschenähnlich gedacht werden, schreibt man ihnen unter andern menschlichen Eigenschaften natürlich auch moralische zu, aber eben nicht bloß Tugenden, sondern auch Laster. Diese ethischen Eigenschaften interessieren jedoch den Verehrer zunächst nur insofern, als er davon Vorteil zu erwarten oder Schaden zu fürchten hat; die Hauptsache ist für ihn die Macht des Gottes und seine Gunst. Ein andres Verhältnis aber zum Sittlichen, als das, das der Gott als Gott hat, kann das Verhältnis sein, das ihm kraft seines individuellen Charakters zukommt. Die Gestirngötter sind ethische Götter geworden, weil sie als Träger der festen und unveränderlichen Ordnung am Himmel von vornherein Ordnung schaffende Wesen sind. So konnte denn auch der Begriff der Sünde, als des Bruches der sittlichen Weltordnung, und

\*) Das Wort Varuna hängt nicht mit *Ὀὐρανός* zusammen, wie man anfänglich geglaubt hat. Bei einer andern Gelegenheit macht Oldenberg auf die Irrtümer aufmerksam, zu denen sich die Forscher eine Zeit lang durch Gleichklänge von Namen haben verleiten lassen; gerade solche Götter sind identisch, deren Namen gar nicht sprachverwandt sind, wie Indra und Thor. Grenzboten II 1896

das daraus entspringende Schuldbewußtsein nicht fehlen. Doch erscheint die Sünde meistens als etwas von außen angeflogenes, als eine verunreinigende Substanz, die durch Sühnungsgebräuche abgewaschen werden kann, wie sie auch andrerseits durch äußerliche Berührung und durch Absonderungen übertragen wird, z. B. vom Vater auf den Sohn. Die Sünde ist mehr etwas objektives als etwas subjektives, was übrigens zwar nicht der ältern christlichen und der modern juristischen Auffassung, wohl aber dem in unsrer heutigen Philosophie herrschenden Determinismus entspricht. In dem bekanntesten der Gebete an Varuna heißt es: „Es war nicht mein eigener Wille, Varuna; Bethörung war es, Trunk und Spiel, Leidenschaft und Unbedacht. In des Jünglings Fehl gerät der Ältere; selbst der Schlaf macht nicht frei von Unrecht.“ In gemessener, würdiger Fassung, schreibt Oldenberg von diesem Liede, „tritt der Büßende vor den Gott; da ist kein leidenschaftlicher Ausbruch von Schmerz und Angst; die Sprache, die er spricht, ist ruhig, fast kühl. Aber der Ernst des Bewußtseins, daß der göttliche Wächter des Rechts die Sünde verfolgt, und zugleich das Vertrauen auf die verzeihende Gnade gegenüber dem Bußfertigen hat sich doch hier einen Ausdruck geschaffen, dessen einfache und tiefe Beredsamkeit, selten in der Poesie des Veda, auch heute noch empfunden werden wird und dies Lied wohl als einen der Höhepunkte in dem Reiche jener religiösen Dichtung erscheinen lassen mag.“ Im allgemeinen zeigen die gottesdienstlichen Lieder und Gebete nicht diesen Charakter, sondern lassen den Kult als ein reines Geschäft erscheinen: Gib, so gebe ich dir, heißt es dem Gott gegenüber. Auch die Vorstellung vom Jenseits ist grob sinnlich; den Frommen werden dieselben Freuden verheißen wie im Himmel Mohammeds. Selbstverständlich aber gehört Freigebigkeit gegen die Priester zu den wesentlichen Bestandteilen der Frömmigkeit, und Geiz gegen sie ist die unsühnbarste aller Sünden. Die Ausmalung des trägen Genießens in diesem Brahmanenhimmel ist eine der Spuren von der beginnenden Verschlechterung, die der arische Stammcharakter des Volkes in der neuen Heimat erlitt, und die der Verfasser Seite 2 beschreibt. „Die Trennung der Inder von den Iranern war für die nach Südosten ziehenden der Verzicht auf die Teilnahme an dem großen Wettkampf der Völker gewesen, in welchem die gesunde Menschlichkeit der westlichen Nationen herangereift ist. In der üppigen Stille ihres neuen Heimatlandes haben jene Arier, die Brüder der vornehmsten Nationen Europas, mit der dunkeln Urbevölkerung Indiens sich vermischend, immer mehr die Charakterzüge des Hindutums in sich entwickelt, erschläfft durch das Klima, dem sich ihr Typus, in gemäßigter Zone ausgeprägt, nicht ohne schwere Schädigung anzupassen imstande war, erschläfft nicht minder durch das thatenlose Genießen, welches das reiche Land ihnen nach leichtem Siege über unebenbürtige Gegner, widerstandsunfähige Wilde, darbot, durch ein Leben, dem die großen Aufgaben, die stählenden Leiden, das starke und harte Muß fehlte.“ In jener vedischen

Periode, etwa 1200 bis 1000 v. Chr., als die Inder noch als Hirten im Pendschab weilten, hatte die Verschlechterung eben erst begonnen, und die Vedea stehen dem Avesta näher als der buddhistischen Litteratur, obwohl Zoroaster dem Buddha der Zeit nach weit näher steht als den Vedea. Doch stellt der Verfasser die vedische Poesie nicht sehr hoch. „Priesterlichem Meistergesang, der so [spielerisch] von den Göttern und göttlichen Dingen redet, kann auch in dem, was er von der Menschenseele und menschlichen Geschicken zu sagen hat, nicht voller Klang, nicht die Beredsamkeit der Leidenschaft eigen sein; er kann nicht die Töne haben, aus denen die Wärme und Tiefe, das leise Erzittern des Herzens spricht. Von den Abgründen der Not und der Schuld weiß diese Poesie wenig; hier kommen vor allem die Glücklichen und Reichen zu Worte, die das große Opfer darbringen, um den Göttern ihren Wunsch nach Kindern und Kossen, nach langem Leben und Nachkommenschaft ans Herz zu legen: oder vielmehr, es sprechen nicht einmal diese Opferer selbst, sondern die von ihnen besoldeten Sänger. Woher sollten da die wahren, tiefen Töne des Innern kommen? Woher die weiten, feinen Blicke in die Ordnungen des Geschehens? Woher in diesen engen, flachen Verhältnissen, an den Höfen der kleinen, mit einander rivalisirenden Dynastien der Ernst und Stolz des in den Kultus hineinleuchtenden großen nationalen Bewußtseins?“

Wenn wir neben das Buch eines anerkannt bedeutenden Forschers die Tendenzbrotschüre eines Dilettanten\*) stellen, so geschieht es nicht um ihrer selbst willen, sondern weil sie typisch für den Mißbrauch ist, der mit den Forschungsergebnissen verdienter Orientalisten vielfach getrieben wird. Seitdem Schopenhauer Mode geworden ist, widmen seine Verehrer dem Buddhismus eine übertriebne Wertschätzung, und wenn uns nun zur Abwechslung einmal Zoroaster empfohlen wird, so kann man das ja als einen Fortschritt begrüßen, denn die Religion des Avesta steht ohne Frage höher als der Buddhismus. Aber ganz ohne Widerspruch darf die Verherrlichung Zoroasters durch Brodbeck gerade deshalb nicht bleiben, weil es Thatsachen und wirkliche dem Christentum anhaftende Schwierigkeiten sind, die ihn dazu verleitet haben, Schwierigkeiten, die auch von andern empfunden werden. Thatsache ist, daß sich die Religion des Avesta durch Reinheit, Kraft und männlichen Ernst auszeichnet; Thatsache ist, daß die heute noch daran festhaltenden Parsen in Bombay schöne, geistig regsame Menschen sind, die sich ihrer Lebenswürdigkeit und ihres Wohlstands wegen, sowie wegen ihres würdigen und reinen Familienlebens hoher Achtung erfreuen. Wahr ist es ferner, daß das Neue Testament zur Weltflucht, zur Trägheit in weltlichen Dingen und zu einer den männlichen Charakter vernichtenden Geduld und Sanftmut verleiten kann und unzählige verleitet hat.

\*) Zoroaster. Ein Beitrag zur vergleichenden Geschichte der Religionen und philosophischen Systeme des Morgen- und Abendlandes von Dr. Adolf Brodbeck, Mitglied des ersten Religionsparlamentes zu Chicago. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Wahr ist es auch, daß sich demnach das Christentum vorzugsweise zu einer Religion der Frauen, der Armen, der Unterdrückten, der Kranken und Leidenden eignet. Wahr ist es, daß das, was die Kirche für weltliche Kultur geleistet hat, vielfach in Widerspruch steht mit ihrer Theorie, und daß in unsrer Zeit der Widerspruch zwischen Theorie und Praxis in der Christenheit immer unerträglicher wird. Aber alle diese Thatsachen und Wahrheiten reichen zusammen nicht hin, das Verfahren Brodbeck's zu rechtfertigen, der Zoroaster als das größte Universalgenie der alten Welt preist, der behauptet, die Welt komme über Zoroaster nicht hinaus, der alle nachfolgenden Religionsstifter und Philosophen das Gute und Wahre, das sie haben, aus ihm schöpfen läßt und das Christentum für einen Rückschritt erklärt.

Seine zuversichtliche Charakteristik Zoroasters und seine Darstellung der Zendlehre zu kritisiren, überlassen wir den Fachleuten, die es freilich kaum für der Mühe wert halten werden, sich mit einer Darstellung zu beschäftigen, die sich auf die vor hundertzwanzig Jahren erschienene Kleuker'sche Übersetzung der französischen Übersetzung des Zend von Anquetil du Perron stützt; die Art und Weise, wie er Max Duncers klassische Geschichte des Altertums von oben herab behandelt, kann nur Heiterkeit erregen. Lassen wir also die streng wissenschaftliche Seite der Sache außer Betracht und berücksichtigen wir nur die den Widerspruch herausfordernden Meinungen des Verfassers, so läßt sich darüber in Kürze folgendes sagen. Was Brodbeck für Abhängigkeit der Religionen und Philosophien von Zoroaster hält, ist nichts anders als eine Wirkung der Denknöthigkeit. Wie sich auf einer gewissen gesellschaftlichen Entwicklungsstufe überall dieselben oder sehr ähnliche gesellschaftliche und sittliche Vorstellungen und Begriffe entwickeln müssen, so verhält es sich auch mit den religiösen. Was den Menscheng Geist von der Tierseele unterscheidet, das ist neben der Nötigung zu sittlichen und ästhetischen Werturteilen der Kausalitätstrieb, d. h. die Nötigung, die Erscheinungen in ursächlichen Zusammenhang mit einander zu bringen und im Denken bis zu einer Grundursache aller Erscheinungen vorzudringen. Für die Gruppierung der Erscheinungen und ihre Verknüpfung mit der Grundursache boten sich nun folgende Möglichkeiten dar. Man konnte die Erscheinungen und ihre angenommenen Ursachen einteilen in körperliche und geistige, in nützliche und schädliche, in sittlich gute und sittlich böse. Man konnte diese drei Paare zusammen legen, das Geistige als das Heilsame und sittlich Gute der Materie als dem Urquell des Bösen gegenüberstellen, oder sie sich in verschiedenen Kombinationen kreuzen lassen. Man konnte jeden dieser Dualismen für vorübergehend oder für ewig dauernd halten. Man konnte demnach zwei Urwesen, ein gutes und ein böses annehmen, oder ein Urwesen, das sich nur vorübergehend spaltet. Man konnte das oder die Urwesen für unbewußt halten und in der Welt ohne Rest aufgehen lassen, oder man konnte sie oder es als eine bewußte Persönlichkeit der

Welt gegenüberstellen. Man konnte sich die Entstehung der Welt als Schöpfung oder als Emanation denken. Man konnte zwischen die sichtbare Welt und das oder die Urwesen beliebig viele den Verkehr beider vermittelnde Dämonen einschieben. Alle diese Denkmöglichkeiten sind schon sehr früh erkannt worden, und in der Zeit, wo Zoroaster gelebt haben soll, im siebenten Jahrhundert vor Christus, waren sie wohl schon sämtlich, die einen von diesem, die andern von einem andern Denker durchprobt worden. Seitdem konnte nichts neues mehr erfunden werden, und materielle Fortschritte konnte weder die Metaphysik noch die Theosophie, wie wir die religiös gefärbte Metaphysik im Unterschiede von der Religion nennen wollen, mehr machen. Wenn daher in spätern Religionen und Philosophien Sätze vorkommen, die sich schon im Avesta finden, so ist das so wenig ein Beweis für ihren Ursprung aus dem heiligen Buche der Parsen, wie die Eiche und der Straßenbau darum den Persern abgelernt sein müssen, weil beides bei ihnen für löblich gegolten hat.

Demnach hat die Zumutung, über Zoroaster hinaus fortzuschreiten, keinen Sinn, wenn man damit meint, es solle ein neuer, bisher noch nicht erkannter metaphysischer oder theosophischer Satz gefunden werden. In diesem Sinne kommt die Welt wirklich nicht über Zoroaster hinaus, aber nicht deswegen, weil er das größte Universalgenie der alten Welt oder vielleicht gar aller Zeiten gewesen wäre, sondern weil in der spekulativen Bewegung, die um die Mitte des ersten Jahrtausends vor Christus von Indien bis Unteritalien, von Buddha bis Pythagoras reichte, der Kreis aller metaphysischen Möglichkeiten schon durchgemessen worden ist. Der Wert der spätern Religionen und Philosophien besteht nicht im Stoff, sondern in der Form ihrer Darstellung und in ihrer Angemessenheit an die Bedürfnisse der Zeit, in der, und des Volkes, bei dem eine jede entsteht. Den Philosophien fällt dabei mehr die Aufgabe zu, den Fortschritt der Wissenschaft zu fördern, während die Religionen das Gemüt zu befriedigen und Antriebe zum Rechthandeln zu liefern haben. So ist z. B. Kants Ding an sich keineswegs bloß, wie es Brodbeck nennt, eine vertrocknete platonische Idee, sondern es besagt, daß wir von den Dingen, die jenseits unsrer Erfahrung liegen, nichts wissen können, und daß an den Grenzen der Erfahrung die Wissenschaft aufhört und das Gebiet des Glaubens und der Hypothese anfängt, eine Wahrheit, deren Beherzigung nicht wenig dazu beigetragen hat, den wissenschaftlichen Fortschritt besonnen und methodisch zu machen und so zu fördern. Was aber das Christentum anlangt, so mag es wahr sein, daß einer, der mit der kirchlichen Dogmatik gebrochen hat, stofflich nichts darin findet, was nicht auch schon im Avesta oder in beliebigen andern alten Religionsbüchern stünde. Was das Christentum auszeichnet, das ist die Art und Weise, wie die uralten Wahrheiten in der Bibel vorgetragen werden. Brodbeck hat eine Menge Proben aus den heiligen Büchern der Parsen zusammengestellt, und seine Tendenz bürgt dafür, daß er nicht das schlechteste

ausgewählt haben wird. Unter diesen Proben nun finden sich läppische mythologische Fabeln, wie es in der Bibel keine giebt. Andres ist leichtes Gerede. Unter den guten und schönen Stellen aber kommt keine einzige vor, die so packte wie die Psalmen, die Propheten, hunderte von Stellen in den übrigen alttestamentlichen Büchern und das ganze Neue Testament. Beim Bibellefen merken wir, daß ein Höherer zu uns redet, beim Lesen dessen, was hier aus den dem Zoroaster zugeschriebnen Büchern mitgeteilt wird, ganz und gar nicht.

Das andre Ansehtbare in Brodbeck's Schrift sind die Schlüsse, die er aus den unleugbaren Widersprüchen zwischen den Forderungen des Neuen Testaments und manchen Bedürfnissen des bürgerlichen Lebens zieht. Es ist richtig, daß die „Sklavenmoral“ des Christentums, wie sie Niez'sche verächtlich genannt hat, nicht für alle Menschen und nicht für alle Verhältnisse paßt. Das ist auch schon früher erkannt worden. Sehr merkwürdig sind die Lehren darüber, die der Kardinal Richelieu seinem Könige erteilte. Als Menschen seien die Könige den Fehlern anderer Menschen unterworfen; ganz verschieden davon seien die Sünden, deren sie sich als Könige schuldig machen. Mancher möge heilig sein als Mensch, der als König verdammt werde; der Fürst müsse seine Macht zu dem Zwecke gebrauchen, zu dem sie ihm von Gott anvertraut worden sei, seinen Staat in Ordnung zu halten, die Gewaltthaten der Mächtigen verhindern, böse Anschläge unterdrücken; thue er das nicht, so würde er sich mit persönlicher Schuld beladen. Ein Christ könne Beleidigungen nicht früh genug vergeben, ein König könne sie nicht zeitig genug züchtigen (Kant's Französische Geschichte, Band 2). Und wie sich die Reformirten, die Hugenotten, die Puritaner an das männlichere Alte Testament gehalten haben, weil sie mit dem mehr weiblichen Neuen nicht viel anzufangen wußten, ist ja bekannt. Allein der gemeinen Christen giebt es viele Millionen, der Könige kaum ein Duzend, und die Unterthanen befinden sich doch nur ausnahmsweise in dem Zustande der Empörung gegen ihre Monarchen, der dem Calvinismus in den Niederlanden, in Frankreich, in England und Schottland sein eigentümliches Gepräge gegeben hat; eine religiöse Moral, die für Könige oder für Revolutionäre die beste sein mag, kann daher nicht gut allgemeine Volksmoral sein. Der Mehrzahl nach bestehen die Völker immer aus armen Teufeln, die sich viel gefallen lassen müssen, und daher ist eine Religion, die Trost gewährt und Geduld predigt, die am allgemeinsten mögliche und zuträglichste. Der Vorzug der christlichen besteht aber gerade darin, daß sie den Leidenden und Dulbenden die Möglichkeit darbietet, in äußerer Erniedrigung ihre innere Würde zu behaupten, daß sie also nicht schlechtthin Sklavenmoral genannt zu werden verdient, wenn sie auch von niemandem willkommener geheißen wird als von solchen, die das Sklavenlos in irgend einer Form zu tragen haben.

Was aber den Mangel an Antrieben zur That und zur Kulturarbeit im

Neuen Testament anlangt, so geht man doch zu weit, wenn man behauptet, daß es daran ganz fehle. Im Gegenteil werden der ehrliche Broterwerb, die Sorge für die Familie und die Wohlthätigkeit gegen Arme, was alles zur Arbeit nötigt, als strenge Pflichten gepredigt. Allerdings, vor dem Streben nach Reichtum und vor Erwerbsarten und Ämtern, die der Seele Gefahr bringen — und dazu muß man gerade nicht wenige der angesehensten rechnen —, wird der Christ gewarnt; aber auch hierin entspricht ja das Christentum durchaus dem Bedürfnis der Masse, die weder zu seelengefährlichen Staatsaktionen noch zu Wuchergeschäften berufen ist, sondern auf eine stille und bescheidne Berufsthätigkeit beschränkt bleibt, wie sie das Neue Testament empfiehlt. Wenn heute der Konkurrenzkampf auch die mittlern Gesellschaftsschichten zu raubtierartiger Beutegier zwingt, und wenn viele der Stellungen, in denen sich arme Leute ihr Brot verdienen, sehr seelengefährlich sind, so liegt das eben an Verhältnissen, die hoffentlich vorübergehen werden. Die Lehre von der Ewigkeit der Höllestrafen, die Brodbeck einen Schandfleck des Christentums nennt, ist allerdings entsehrlich, aber nur in der streng dogmatischen Form, die ihr die Theologen gegeben haben, und für den, der die Sache durchdenkt. Der einfältige Christ denkt dabei nur an eine gerechte Vergeltung im Jenseits, über die er verständigerweise nicht weiter grübelt, da wir ja davon doch nichts bestimmtes wissen können, und trifft damit ohne Zweifel die Meinung Christi. Wenn Brodbeck am Christentum rügt, daß es überhaupt das Jenseits zu sehr in den Vordergrund stelle und dadurch die Christen von nützlicher Thätigkeit und freudigem Schaffen abhalte, so kann ihn ein Blick auf die Christenheit belehren, daß das nur für die verhältnismäßig kleine Herde der Mönche und Betschwestern zutrifft; bei der Mehrzahl sorgt die Not des Lebens schon dafür, daß sie über dem Himmel die Erde nicht vergessen. Ohne Zweifel geht von demselben Gott, der durch Christus zu uns gesprochen hat, auch der Antrieb zur Kulturentwicklung aus; er hat es gefügt, daß die Mehrzahl stets aus schlechten Christen bestehen muß, die in der Sorge fürs Irdische aufgehen, er will das also, aber diesen selben schlechten Christen kommt doch zuweilen der Gedanke, dem seit den Zeiten des Predigers Salomonis so viele ernste Geister, christliche wie heidnische, gläubige wie ungläubige, Ausdruck verliehen haben, daß alles eitel sei hienieden, und daß das irdische Leben blutwenig wert wäre, wenn nicht noch etwas darauf folgte. Über den Wert der Religionen endlich, das ist das wichtigste, kann nur ihre Brauchbarkeit entscheiden. Die christliche Religion hat anderthalb Jahrtausende hindurch vielen hundert Millionen Menschen Trost, eine edle geistige Nahrung und heilsame sittliche Antriebe dargeboten, sowie eine Weltansicht, in der ihr Erkenntnistrieb Beruhigung findet; und irren auch die Theologen, wenn sie die hohe Kultur und die Macht der europäischen Völker als eine Wirkung des Christentums darstellen, so hat dieses doch auch durch die der Welt abgekehrte Seite seines Wesens die Kulturentwicklung nicht

zu hindern vermocht. Der Parsismus dagegen ist auf Iran und einen Teil Indiens beschränkt geblieben, hat das Volk, das ihm eine Zeit lang anhing, weder von dem Abfall zum Islam zurückzuhalten, noch vor der Versumpfung und der Gefahr des Aussterbens zu bewahren vermocht (in Iran leben etwas über 5, in Indien  $1\frac{1}{8}$  Millionen arische Iranier), und die parsiische Religionsgesellschaft ist zu einer Sekte von 90 000 Köpfen zusammengeschrumpft. Sich gegen dieses weltgeschichtliche Ergebnis auflehnen, indem man den Parsismus aufs neue predigt, ist eine Lächerlichkeit. Die einmal abgestorbenen alten Religionen sind für immer tot, so wichtig auch ihre Kenntnis für das Verständnis des Wesens der Religion sein mag. Dieses Verständnis des Gelehrten sieht nun allerdings ein wenig anders aus als der naive Glaube des einfachen Christen, der den Christenglauben in der Form seines Bekenntnisses für die von Gott geoffenbarte lautere Wahrheit schlechthin, jede abweichende religiöse Meinung für Irrtum und alles Heidentum für einen sündhaften Greuel hält. Aber Brodbeck ist, nachdem er den Kinderglauben verlassen hat, nicht zu der höhern Einsicht ins Wesen der Religion gelangt, sondern hat sich zu der kindischen Meinung verirrt, die Übereinstimmung wichtiger christlicher Lehren mit zoroastriischen lasse dem Christen nur die Wahl, ob er das Christentum für ein „Plagiat“ erklären oder, falls er die ältern Religionen als Vorstufen auffaßt, auch allen läppischen Aberglauben der Wilden als göttliche Offenbarung gelten lassen wolle. Wenn Mozarts Kompositionen mit denen von Gluck Ähnlichkeit haben, so folgt daraus keineswegs, daß man entweder Mozart für einen Plagiator halten oder auch die Hottentottenmusik als Offenbarung der höchsten musikalischen Gedanken gelten lassen müsse. Indem übrigens die Entwicklung der Religion wie die der Musik und aller andern Kulturzweige gar nicht anders als mit kindischen Versuchen und zahlreichen Fehlgriffen beginnen kann, darf man allerdings schon den ersten Fetischismus als göttliche Offenbarung bezeichnen, als Offenbarung der Anlage, deren Entwicklung im Laufe der Zeit zur höchsten Form der Religion führen muß.

Um zum Schluß doch auch noch etwas Gutes von dem für die Afiaten begeisterten Mitgliede des Religionsparlamentes zu sagen, heben wir hervor, daß es nicht etwa, wie bei vielen andern, moralischer Lazismus ist, was ihn zu einem Feinde des Christentums gemacht hat. Im Gegenteil preist er Zoroaster wegen seiner Strenge namentlich in der geschlechtlichen Moral, erklärt sich gegen die Ansicht, daß die Sünde bloßes Naturprodukt sei (was sich freilich mit seiner Leugnung des Jenseits schlecht vereinigen läßt), und will von der hellenischen Harmonie von Geist und Leib als Grundlage der Moral nichts wissen: der Geist müsse herrschen. Den Glauben an das Jenseits will er durch den Glauben an Ideale ersetzen; wenn die nur nicht eben aus dem Jenseits stammten und, getrennt von ihrer jenseitigen Wurzel, abstürben!

